

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 5-6

Artikel: Ulrich Bräker, "Der arme Mann im Tockenburg"
Autor: Voellmy, G.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausführlichere Mitteilungen über die Forschungen Duhems finden sich in „Die antike und moderne Auffassung vom Naturgeschehen“, von Dr. Clara Camenzind, Langensalza, Hermann Beyer & Mann; auf diese interessante Arbeit, die als Heft 9 der „Beiträge zur Pädagogik und Psychologie, herausgegeben von Prof. Dr. S. F. Lipps in Zürich, erschienen ist, sei hiemit ausdrücklich hingewiesen.

Ulrich Bräker, „Der arme Mann im Toggenburg“.

Von G. S. Voellmy, Wattwil.

Ulrich Bräker ist nicht ein Fürst im Reiche der Dichter und Denker. Aber er ist ein guter Bürger darin und von vielen wohl gelitten, ja um seiner unverfälschten, köstlichen Eigenart willen geliebt, geschätzt und verehrt. Weil er ein Bürger des alten Helvetiens war und einer alteingesessenen Familie seines engeren Vaterlandes Toggenburg entstammt, dürfen wir Schweizer erst recht nicht achtlos an ihm vorbeigehen. Zum mindesten sollten alle, denen schweizerisches Sprachgut und schweizerisches Volkstum lieb ist, sich seiner annehmen und ihm ein Ehrenplätzchen warm halten, wie es dem „Armen Manne mit der reichen Seele“ auf immer gebührt.

Unsere Zeit bedarf weniger der abgefeimten Verstandesnaturen, der Allflugen und Allwissenden, der Ganzfertigen — ach, sie hat deren übergenug! Aber Menschen mit einem reichen Gemüt, welche an Brot und Spielen noch kein Genüge finden, sondern hungern und dürsten nach unvergänglichen Werten, solche tun unserer Zeit not!

So einer war Ulrich Bräker.

Zeitbild und Zeitgeist.

Das Toggenburg unterstand noch im XVIII. Jahrhundert dem Fürstbistum von St. Gallen. Er war der Landesherr. Reformierte und katholische Toggenburger waren seine Landeskinder. In seinem Namen verwaltete der Landvogt zu Sichtensteig die Landschaft. War ganz besonders im XVII. Jahrhundert die Drangsal von seiten der Herrschaft für die Reformierten groß gewesen und die Einengung in Glaubenssachen und politischen Rechten und Freiheiten fast unerträglich geworden, so änderte sich die Lage durch den Toggenburger oder Zwölfer Krieg am Anfange des XVIII. vollständig. Durch die Friedensschlüsse von 1718 und 1755 wurde ein Ausgleich geschaffen, der den Toggenburgern wohl nicht die volle Unabhängigkeit und Lastenfreiheit, aber doch die Parität in den politischen Einrichtungen und wertvolle Volksrechte brachte.

Daneben ging aber doch ein deutlicher sozialer Riß durch die Bevölkerung des Tales. Auf der einen Seite finden wir die Schicht der

gebildeten geistigen Führer und reichen Gewerbetreibenden, auf der andern müht sich das Völklein der kleinen Bergbauern im Kampf ums Dasein ab, um zum kärglichen Ertrag des Bodens durch das Kleingewerbe noch etwas zu gewinnen. Erst hatte die Leinwandindustrie Jahrhunderte lang geblüht, dann war sie durch die Baumwolle verdrängt worden. Spinner und Weber, Baumwollkämmer und Garnhändler, aber auch Köhler und Salpeterbrenner und sogar Pulvermacher treiben im Tale und an den Berglehnen zur Landwirtschaft auch solche Arbeit als Nebenverdienst und befinden sich zu Zeiten gar nicht schlecht dabei, weil alles in der Familie mithilft und weil man an keine Arbeitszeit gebunden und von keiner kostspieligen Einrichtung abhängig ist. Gingen aber Handel und Gewerbe flau und kam gar Mißwachs und Hunger dazu, dann stieg manchem verschuldeten Bergbäuerlein die Not an den Hals, daß es sich kaum zu wehren vermochte.

Um Ulrich Bräters geistige Entwicklung und Wandlung zu verstehen, um seine Ideenwelt zu fassen, zu begreifen und zu würdigen, ist ein Blick auf die geistige Verfassung des Toggenburger Volkes und besonders seiner geistigen Führer in jener Zeit unerläßlich. Das geistige Leben war damals eigentlich noch übereinstimmend mit dem religiösen. Die dürftige Schulbildung war ganz an die Kirche angelehnt und bestand aus ein bißchen Schreiben, Lesen und Singen, allenfalls auch noch etwas Rechnen. Das Volk las selten etwas anderes, als seine Erbauungsbücher, seinen Katechismus und die Bibel. Noch war die alte Orthodogie nicht überwunden, mit ihrem strengen Dogmenchristentum und Bekenntniszwang, mit ihrem starren Formenwesen und schroffer Kirchenzucht, mit ihrem schwärzesten Sündenpessimismus und ihrer herben Buß- und Gnadenlehre. Das äußere kirchliche Leben, in dessen Mittelpunkt der zum Amt bestellte Zürcher oder Berner Pfarrer stand — manchmal war es auch ein Glarner, selten ein Einheimischer —, lief wohl noch in diesen alten Anschauungen und Ordnungen ab.

Aber schon der kleine Ulrich Bräker ist in einer religiösen Luft aufgewachsen, welche von andern Gedanken und Auffassungen voll war, als welche man in der Kirche verkündigen hörte. Seine Jugendzeit gehört dem Pietismus an, jener innigen Herzens- und Gefühlsreligion, welche sich aufbäumt gegen jeden äußeren Zwang und oberhirtliche Bevogtung. „Die nach Gott und göttlichem Leben hungrige Seele will der Liebe Gottes persönlich gewiß, seines Geistes persönlich mächtig werden, will Gott erleben, statt bloß auf Autorität anderer an ihn zu glauben, will selber zur Erlösung durchbrechen, die Zeichen der Wiedergeburt oder der neuen Kreatur an sich erfahren, den Unterschied des Gotteskinds und des unbefehrten Weltmenschen sozusagen mit Händen greifen und sich dann in enger brüderlicher Gemeinschaft mit all den Seelen zusammenschließen, die mit gleichem Befehrungsernst der Welt den Rücken gekehrt haben und zum seligen Genuß Gottes durchgedrungen sind.“ (Wernle.)

Ein großer Heiligungseifer und ein heißes Erlösungsbedürfnis, aber auch eine tiefernte Sündenkenntnis und eine unzerstörbare Erlösungsgewißheit ist diesen Frommen eigen. Mystik und Enthusiasmus,

ein starker Hang zur Askese, zur Weltflucht und sogar das Überzeugtsein von der in außerlesenen Seelen gegenwärtig wirkenden göttlichen Inspiration sind die höchstgesteigerten Arten dieser Frömmigkeit, welche in ihren Auswüchsen nahe ans Krankhafte streiften. Das ist, nebenbei bemerkt, der Sinn und Kern von Bräkers verunglückter Romandichtung „Jaus“: Sie soll eine Satire bedeuten auf solche schlimme Entartungen dieses pietistischen Gemeinschaftslebens in seiner nächsten Umgebung. Die Inspirierten und Enthusiasten durchwanderten und durchpredigten auch das Toggenburg in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und gewannen einen großen Anhang besonders in den versteckten Talwinkeln und auf den abgelegenen Berghöfen.

Ulrich Bräkers Leben.

In einem solchen einsamen Berghaus ist Ulrich Bräker am 22. Christmonat 1735 geboren worden. Sein Vater war Kleinbauer, Salpeterbrenner und Köhler. Mutter und Großmutter spannen Löthligarn und besuchten gern die „Stunden“ in der pietistischen Gemeinschaft, welcher aus jedem Haus im Scheftenau, eine schwache Stunde ob Wattwil, eines angehörte.

Es waren dürftige Verhältnisse, in denen der kleine Ulrich aufwachsen mußte. Das änderte sich auch nicht, als die Familie im Jahre 1741 in die Bergeinsamkeit des Drenschlatt, am Fuße der Kreuzegg, auswanderte, wo der Vater so recht Alpwirtschaft treiben wollte und seine Familie besser durchbringen zu können hoffte, „weil er sah, daß ihn eine große Familie anfallen wolle, — damit er für viele Kinder Platz und Arbeit genug hätte und daß er sie in dieser Einöde nach seinem Willen erziehen könnte, wo sie vor der Verführung der Welt sicher wären.“ 14 Jahre lang schlugen sich hier die Leute mit Mühe und Not durch alle Schicksale hindurch. Wie es zuletzt einfach nicht mehr gehen will und die Schulden sich häufen, siedelt man im Frühjahr 1754 ins Dorf Wattwil über und bezieht eine schwarze, wurmstichige Rauchhütte auf der Steig, am Fuße des Schlosses Jberg. Ulrich macht eine schwere Krankheit durch, erholt sich wider Erwarten, arbeitet, wie seine zahlreichen Geschwister, in Haus und Feld, was kommt, und verdingt sich auch eine Zeit lang als Knecht beim Schloßbauer.

Er lernt das liebe Annchen kennen, merkt, daß ein neuer Lebensabschnitt für ihn begonnen hat, zieht mit dem Vater und den Brüdern in den Pulverstampf, um das Pulvermachen schließlich mit dem Salpeterbrennen zu vertauschen. 1755 im Herbst folgt er ahnungslos einem Landsmann zum preußischen Werbebureau in Schaffhausen, ist zuerst Offiziersbursche und wird nach etlichen Monaten in die Berliner Kasernen eingeliefert. Als Söldner macht er den Anfang des siebenjährigen Krieges mit, erlebt die Schlacht bei Zomossitz, nimmt mit andern Reißaus, nachdem er alle 60 Patronen mit Eisen in die Luft hinaus verpölvert hat, landet bei den österreichischen Truppen, gelangt mit einem Gefangenentransport nach Prag und wird mit den einzelnen Gruppen in die Heimat abgeschoben.

Bald nach der Rückkehr heiratet er die anspruchsvolle Salome Am-
bühl ab dem Eggberg, nachdem er zuvor ihre Bedingungen restlos an-
genommen hat: Sie will keinen Salpetersieder zum Manne, sondern
einen Garnhändler, sie wird unter keinen Umständen in eine Miet-
wohnung ziehen, sondern ein eigenes Haus führen. 1761 führt er seine
junge Frau in das neugebaute Haus auf der Hochsteig, von wo der
Blick aufwärts Wattwil erreicht und Thur abwärts gegenüber auf dem
alten Marktstädtchen Lichtensteig liegen bleibt.

„So nahm meine Freiheit ein Ende und das Zanken gleich den
ersten Tag seinen Anfang“ schreibt Bräker in seiner Lebensgeschichte.
Nehmen wir die Ursache der vielen ehelichen Zerwürfnisse hier vorweg:
Bräker und seine Frau gingen in ihren persönlichen Veranlagungen
und Neigungen allzu stark auseinander. Bräkers Streben ging in erster
Linie aus auf die Befriedigung geistiger Wünsche, ohne daß er etwa
seinen Broterwerb in unverantwortlicher Weise vernachlässigte. Auf seine
geistige Arbeitsleistung wird noch zurückzukommen sein. Nicht verleugnen
läßt sich aber auch eine gewisse leichte Art, mit dem erschnittenen Geld
umzuspringen. In dem Stück war Frau Salome gerade überaus empfind-
lich. Für die geistige Welt, für das Dichten und Schwärmen, für das
Philosophieren und Spekulieren, für das Bücherlesen und Bücherichreiben
ging ihr aber auch jedes Verständnis ab. Nur jenesmal, als der gütige
Herr Obmann Füßli in Zürich, der Verleger und Gönner ihres Mannes,
das erste Honorar schickte, ging für ein Weilchen ein Leuchten über
Frau Salomes Antlitz. Sonst aber trennte sie eine Welt von der
inneren Welt ihres Mannes. Sogar in religiösen Anschauungen gingen
die zwei auseinander. Das war wohl der heikelste Unterschied ge-
worden, nicht für Bräker, aber für seine Frau ein fast unüberbrück-
barer Gegensatz. Bräker hatte sich mit den Jahren religiös vollständig
gewandelt, wovon noch die Rede sein wird. Salome gehörte aber streng
zu den Altgläubigen, zu den Pietistenkreisen und glaubte, wohl in guten
Treuen, auch in diesen Dingen, wie in so vielen andern, ihrem Manne
gegenüber den „Hofmeister“, den „Pater Poltrianus“ spielen zu können.

Sie war eine besorgte Mutter, eine leidlich tüchtige Hausfrau, aber
rechthaberisch starr in ihren Meinungen und besaß ihrem Manne gegen-
über zu wenig Einfühlungsgabe und Liebe. Bräker hat es nie zum
Bruche kommen lassen, aber viel gelitten, mit und ohne seine Schuld.
Mit seinem köstlichen Humor vermag er der Sache immer wieder eine
bessere Seite abzugewinnen. Er weiß wohl, daß es meist bei beidem
Teilen fehlt, und gedenkt noch in der letzten Tagebuchnotiz vom 12. August
1798 seiner guten braven Frau. Zu diesem kleinen Abstecher über Bräkers
Eheverhältnis sei noch zum Schlusse ein Wort aus den „Geständnissen“
gefügt. Bräker schreibt einmal darin: „Doch im Ernst, ihre aufrichtige
Bitte zu Gott geht gewiß dahin: Laß doch dereinst mich und meinen
Mann im Himmel einander antreffen, um uns nie mehr trennen zu
müssen. Ich hingegen, ich will es nur gestehen, mag wohl eher in einer
bösen Laune gebetet haben: Bester Vater, in deinem Hause sind viele

Wohnungen. Also hast du gewiß auch mir ein stilles Winkelchen bestimmt. Auch meinem Weibe ordne ein artiges, nur nicht zu nahe bei dem meinigen!“

Schwere Schicksalsschläge haben im Laufe der Jahre die Familie heimgesucht. Bräkers Vater fand den Tod beim Holzschlitteln. Zwei Kinder starben innert acht Tagen nacheinander an der verheerenden Ruhr. „Alle Tage trug man Leichen zu Grabe, oft drei, vier bis elf,“ nur in der Gemeinde Wattwil! Den Vater selbst fiel die Krankheit heftig an. Gottes Gnade und die Kunst zweier Ärzte rettete ihn. 1770 herrschte eine schreckliche Hungersnot im Toggenburg, Arbeitsmangel und Verdienstlosigkeit. Traurige Zeiten auch für die Hochsteigleute! Mit den 80er Jahren wurde es wieder besser auf dem Baumwoll- und Garnmarkt. Bräker bemerkt selbst in seiner Lebensgeschichte: „Daß sich in jenem Zeitraum meine Umstände überhaupt gebessert haben, und ich, wenn ich schon damals Waren und Schulden zu Geld gemacht, alle meine Gläubiger vollkommen hätte befriedigen können und mir meine kleine Residenz, Haus und Garten ganz frei, ledig und eigen geblieben wären. Nur im Sommer des letzten der genannten Jahre, 1785, erlitt ich freilich mit so viel größeren und kleinern andern Leuten einen ziemlich harten Stoß. Nach dem bekannten Königlich Französischen Edikt nämlich gab es einen so plötzlich und starken Abschlag der Ware, daß ich bei meinem kleinen und einfältigen Händelchen gewiß über 200 Gulden einbüßen mußte. Einige Große mögen wohl noch ihren schönen Schnitt machen. Aber so ein armer Zumpel, wie unsereiner, dem alle Waren abgedruckt werden, gewiß nicht. Indessen ging's auch mir immer noch ziemlich passabel, und so, daß, wenn ich mich selbst damals noch zur Kargheit, selbst nur zu einer ängstlichen Sparsamkeit hätte befehlen wollen, ich vielleicht auf den heutigen Tag ein sogenannter bemittelter Mann heißen und sein könnte. Aber dieses Talent, mit dem ich wahrscheinlich auch nicht in jene Schuldenlast geraten wäre, unter welcher ich zehn bis zwölf Jahre so bitter seufzen mußte, und die ich endlich unter Gottes Beistand mit so vieler Mühe und Arbeit von meinen Schultern gewälzt, dieses Talent, sage ich, ward mir eben nie zuteil und wird es wohl nimmer werden, solange ich in dieser Zeitlichkeit walle. Nicht daß es nicht von Zeit zu Zeit Augenblicke gäbe, wo ich mich über eine unnötige Ausgabe oder einen meist durch Nachgiebigkeit versäumten Gewinnst quäle und gräme, wo mich, sonderlich bei Hause, ein Kreuzer, ein Pfennig reuen kann...“ Bräker gibt hier offen und ehrlich zu, daß er zu wenig auf bleibenden Gewinn bedacht gewesen sei. Daß er solchen oft aus lauter Gutmütigkeit fahren ließ, bezeugen einige Stellen der Tagebücher. Er brachte es fast nicht übers Herz, einem Schuldner gegenüber hart zu sein, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Güte mißbraucht wurde. Die Familie zählte bereits sieben Köpfe. Da gab es der Sorgen und Pflichten viel, zumal da Bräker eine große Verantwortlichkeit als Vater und Erzieher spürte. Wenn aus den vier überlebenden Kindern später nicht lauter tüchtige Menschen geworden sind, so fällt der Mißerfolg in der Erziehung wohl dem Um-

stand auch zur Last, daß nicht beide Eltern in den Grundsätzen übereinstimmten.

1794 hilft er seinem Schwiegersohn ein kleines Fabriklein einrichten, eine Indianen- und Mastücherdruckerei. Die Mißgunst der Wattwiler Fabrikanten, bei denen dieser Mann, Johannes Zwicki von Glarus, zwölf Jahre lang diese Fabrikation betrieben hatte, verfolgt das Unternehmen von Anfang an, sodaß es auf keinen grünen Zweig gebracht werden kann und Bräker all sein dareingestecktes Geld, immerhin ein paar hundert Gulden, verlieren muß. Der alternde Mann muß selbst beide Hände anlegen. Sein bester Freund in St. Gallen, der hochgebildete und reiche Bankherr Daniel Girtanner, schreibt am 16. August 1794 in sein Tagebuch: „Kummer macht mir sein mühevolltes Alter, denn er muß sehr schwere Fabrikarbeit verrichten und ist gleichsam nur der Knecht von seinem Tochtermann.“

Und am 27. Februar 1795, als der Arme Mann wieder einen seiner zahlreichen Besuche ausführte: „Bald nach 6 Uhr kam Ulrich Bräker zu mir, dem ich eine angenehme Stunde zu machen suchte und wirklich auch gemacht habe. Einem solchen Manne die Last der drückenden Sorgen doch wenigstens in etwas zu erleichtern und sein spätes Alter kummerlos zu machen, welch eine Freude!“ Als am 17. April Lavater aus Zürich zugleich mit Bräker Gast im Girtanner-Hause war, versfertigte ersterer auf ausdrückliches Verlangen des Gastgebers ein Trostgedicht für Ulrich Bräker. Denn ein neuer, schmerzender Schlag hatte den Armen Mann getroffen. Die Familienehre war besleckt. Eine im Ennetbühl bei Neßlau mit einem Bäcker verheiratete Tochter hatte sich mit ihrem Manne zusammen eine strafbare Tat zu Schulden kommen lassen und mußte in das Gefängnis nach St. Gallen abgeführt werden. Es sind düstere Seiten in Bräkers Tagebüchern, Blätter voll stiller Verzweiflung und trostloser Niedergeschlagenheit. Und doch nicht ganz ohne Trost! Ein starker Glaube hält ihn über dem Wasser. Das warme Freundesherz Girtanners ist zu jeder Hilfe bereit.

Aber der Zerfall der äußeren Verhältnisse ließ sich, bei der im ganzen Lande infolge der französischen Revolution und der Koalitionskriege immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Lage, nicht länger aufhalten. Auch das Toggenburg erlebte eine unruhvolle Zeit, als die äbtischen Untertanen das Kommen der Freiheit ahnten. Bern war bereits gefallen, die französischen Abteilungen marschierten auf allen Wegen schon der östlichen Schweiz entgegen. Bräker überläßt Haus und Habe den Gläubigern und macht sich, schon den Keim seiner Todeskrankheit in sich tragend, auf zu seinem Freunde in St. Gallen. Und seine größten Gläubiger sind seine besten, wohlgesinnten Freunde! Herr Kriegsrat Hartmann in Ebnat hat am meisten zugut, Herr Girtanner auch ein paar Hundert Gulden und auch Herr Obmann Füßli in Zürich ein Sümmechen, Menschen, welche ihn nie bedrängt hätten. Aber die Hoffnungslosigkeit seiner Geschäftslage ließ ihn diesen Schritt als unvermeidlich ansehen. Wir verweilen gern ein bißchen länger bei diesem letzten Abschnitt seines Lebens. Da die Selbstbeschreibung Ausführliches

nur bis zum Jahre 1785 berichtet und einen kleinen Anhang von 1788 beigibt, rechtfertigt es sich wohl, aus den Tagebüchern, die bis 1798 geführt sind, Ergänzendes mitzuteilen, wie dies auch in der neuesten Bräkerbiographie¹⁾ geschehen ist. Aber ganz wertvolle Einzelheiten aus den letzten Lebenstagen bringen in schlichter und darum wahrheitsgetreuer Form auch die Briefe an den Freund und Gönner Füssli in Zürich.²⁾ Sie verbinden Bräkers Schicksal am Ende seines Lebens in lebendigster Weise mit dem Schicksal Helvetiens und des Toggenburgs am Ende der alten Ordnung, und da auch das geistige und literarische Leben in den Umsturz aller Dinge hineingerissen worden ist, lassen wir sie hier zur Ergänzung unseres Zeitbildes in Originalabschrift folgen.

Sie entbehren auch als Probe von Bräkers Art zu schreiben nicht eines angenehmen Reizes.

Theuerster Herr Ratsherr und Obmann Füssli!

Welche Veränderungen, welch Gewirre in unserem Helvetien! Nur sit drei Monaten mehr als sonst in hundert Jahren. Doch von alledem darf ich Ihnen nichts schreiben, mein Teuerster, indem ich überzeugt bin, daß Sie von allen Ereignissen, von allen Hergangenheiten tausendmal besser belehrt sind als ich. Schon ich auch das Vergnügen genieße, von vielen Orten her Nachrichten zu lesen. Gott weiß, wie sehr ich diese Zeiten über vor Sie besorgt gewesen, Anteil genommen an Ihrem etwaigen Schicksal, weil ich aus Erfahrung weiß, daß schon gar oft Rechtschaffenheit nicht geschützt vor wilder Pöbelwut. Nur Sie, mein Verehrungswürdigster, nur Sie lagen mir am meisten am Herzen, weil mir sonst niemand in Ihren Gegenden so nahe geht, für den ich mich so interessiere. Jetzt ist mir ein gut Teil wöhlher, da ich aus vielen Nachrichten vernehme, daß Sie noch, wie vor, auf Ihrem Posten eine Hauptrolle bei der Regierung spielen.

Was mich anbetrifft, mein Bester, so sehe freilich herzlich gern, da es nun einmal ist, wie es ist, wenn alles gut ginge, wenn einmal wieder Ruhe und Frieden hergestellt würde. Sonsten, was meine Person anbetrifft, gilt mir alles gleich. Habe bei alledem weder zu gewinnen, noch zu verlieren. Meine eigenen Angelegenheiten geben mir genug zu schaffen. Bin eben im Begriff, mich auch frei zu machen von einer drückenden Schuldenlast, deren harte Fesseln mich schon jahrelang gedrückt haben, und mir alle Aussichten verschwunden sind, mich auf eine andere oder ehrenhaftere Art aus diesem Labyrinth herauszuwinden. Eben bin ich auf der Reis. Habe meinen Herren Creditoren all mein Vermögen anheimgestellt. Meine Kinder sind alle erzogen und versorgt, im Stande, ihr Brot zu erwerben, und meine Frau hat zwei gute Schwestern, bei denen sie Beschäftigung und Unterhalt genug findet. Und ich werde ein Bisgen herumwandern, umschauen, wie ein Handwerksbursche, in welchem Winkel der Erde sich etwa Beschäftigung für mich finden möchte, die meinem Alter und meinen Kräften angemessen wäre. Mir wenigstens nur auf eine Zeit lang Unterhalt verschaffte, bis daß Zeit und Umstände etwa eine günstigere Wendung nehmen werden, wo ich dann bei meiner Familie den Abend meines Lebens verleben könnte.

Sie, mein Teuerster, sollen also nicht erschrecken oder es mir sogar übel nehmen, wenn ich etwa nach Ostern auf meiner Wanderschaft auch einen Augenblick bei Ihnen zuspreche. Es geschieht nur, um mein starkes Verlangen, etwa das Glück zu genießen, Sie etwa in einem Morgen- oder Abendweilchen

¹⁾ Vgl. S. Voellmy: „Ulrich Bräker, der Arme Mann im Tockenburg, ein Kultur- und Charakterbild aus dem XVIII. Jahrhundert“. Selbstverlag, jetzt Grethlein, Zürich 1923.

²⁾ Zentralbibliothek Zürich.

einen Augenblick zu sehen und sprechen zu können, ohne Sie im Geringsten zu genieren oder in Ihren häufigen Geschäften zu stören. Nur Ihnen die Abschrift des Zirkulars an meine Creditoren zu zeigen und andere Sächel zu erzählen und allenfalls auch etwa einen freundschaftlichen Rat von Ihnen zu erbitten... In der süßen Hoffnung, daß dies geschehen werde, mag ich nichts weiter dem Papier anvertrauen als nur, daß ich seit der Entfernung von Haus, den 22. vorigen Monat, im Appenzellerland, Thurgau, Konstanz u. s. f. herumgeschlendert und gute Freunde besucht habe, wo ich auch bei Ihrem Schwäher, Herr Maher in Arbon, zugesprochen habe und nun die Ostern in St. Gallen bei einem edlen Menschenfreund zu feiern gedenke.

Hoffentlich sind Sie, mein Teuerster, wie auch Frau und Kinder, allesamt gesund und wohl, so wie man es bei solchen Zeiten und Umständen sein kann. Also auf ein hoffentlich fröhliches Sehen und Sprechen verharre, mein Teuerster, nebst herzlicher Begrüßung an Sie und alle lieben Angehörigen, unveränderlich bis ans Ende meiner Laufbahn dero

St. Gallen, den 5. April 1798.

erkenntlichster Verehrer und ergebenster
Ulrich Bräker.

Ein anderer Brief aus dieser bewegten Zeit:

Mein teuerster Herr Obmann Jüßli!

Vielleicht sind Sie in einer Lage, mein Bester, daß mein Briefchen nicht einmal zu Ihnen durchdringen kann, wenn den Gerüchten zu trauen ist, oder Sie in einer Stimmung antrifft, daß Sie es ungelesen beiseite legen. Doch, ich weiß, daß Sie sich in alles schicken können, auf alles gefaßt sind. Schreibe also nach meiner gewohnten Weise auf Geratewohl hin. Meine Teilnahme an Ihrem harten Schicksal kann nicht größer sein, als vor einigen Tagen, da ich bei Ihnen war. Und doch müssen Sie es dato noch härter fühlen. Möchte ich nur imstande sein, Ihnen, mein ewigteuerster, einige Trost Worte zu sagen. Aber ich weiß, daß ich Ihnen nichts sagen könnte, das Sie nicht zehnmal besser in Ihrem Busen geschrieben fänden. Nur das Einzige, was ich Ihnen mündlich gesagt habe, mein Lieber, und tausendjährige Erfahrung bestätigen, daß doch immer auf Regen wieder Sonnenschein folget und daß auf diese harte Krisis es gewiß auch wieder eine bessere Wendung nehmen wird.

Doch, wie gesagt, das alles wissen Sie viel besser als ich. Es wäre die größte Narrheit von mir, Sie über so etwas belehren zu wollen, wo Sie's bei sich selbst besser feinden.³⁾ Ja, mein Bester, es war die höchste Zeit, mit mir von Zürich fort. Nicht daß ich mich gefürchtet hätte oder nicht auch neugierig gewesen wäre, jene Truppen zu sehen. Das hätte mich nicht schadlos gehalten vor all die traurigen und wehmütigen Empfindungen, so diese Auftritte mit anzusehen in mir erregt hätten, da sie nur schon vom Hören so rege geworden sind und noch reger würden, wenn ich nicht wüßte, daß das Gerücht gewöhnlich alles vergrößert. Ich bin sehr begierig, dereinst reale Wahrheiten von der ganzen Hergangenheit zu erhalten.

Von Zürich ging ich über Winterthur-Weil wieder rekta auf St. Gallen. Auf dem ganzen Weg, in allen Wirtshäusern, bei allen Zusammenkünften hörte nichts als von dieser Sache raisonnieren, freilich mehr dummes als gescheutes Zeug. Bisweilen rasonierte man ziemlich vernünftig und äußerte Besorgnisse schlimmer Folgen wegen der Unnachgiebigkeit einiger Länder. Hingegen andere speiten Feuer und Flammen, und wann man auf einige Großsprecher hätte rechnen wollen, so hätte man glauben müssen, das ganze Zürichgebiet, Thurgau u. s. f. wäre alles ein Mann, alles bereit, die alte und neue Freiheit ohne Einmischung frömdrer Mächte mit Leib, Gut und Blut zu verteidigen, zu siegen oder zu sterben. In den fürstlich St. Gallischen Landen ist all ein Kreuzigen, Prozeßionen und alle Wälder ertönendes Bätten, in dem besten Glauben, daß

³⁾ Bräker schreibt oft „ei“ statt „i“.

es nicht ohne Wirkung, sondern gewiß helfen werde, welches ich ihnen von Herzen gönnen möchte.

In St. Gallen fand ich noch alles gelassen und ruhig. Freilich hat's auch viele, sonderlich Frauenzimmer, die sich fürchten, mehr vor den wilden Bauren, als vor den Franzosen. In St. Gallen ruhete nur einen Tag aus und war willens, durchs Rheinthal auf Zizersch ein Reischen zu machen, weil ich gehört, daß ein gewisser Marin, der eine Jungfer Stegerin von Lichtensteig geheiratet, eine Weberei errichten wolle und Leute aus dem Toggenburg begehrt, welche die Sache verstehen. Aber indessen kam ein Sohn auf St. Gallen, mich heimzuholen, indem er im Begriffe stehe, mit den Creditoren im Lande zu paktieren und dann das Heimat zu behalten. . . Ich ging mit ihm nach Hause. . .

Wattweil auf der Hochsteig, den 3. Mai 1798.

Der letzte Brief an Füßli, geschrieben den 26. Juli 1798, ist voll Ahnungen eines nahen Endes. Bräker ist an einem langwierigen Leiden erkrankt, dem er am 11. September 1798 erliegt. 63 meist mühe- und sorgenvolle Jahre waren dem Erdenwaller bestimmt gewesen. Aber das Andenken ist ihm bis auf den heutigen Tag ehrenvoll gewahrt worden.

Nach diesem raschen Flug durch Bräkers äußeres Leben wenden wir uns seinem

inneren Wesen zu.

Zug um Zug dieses Charakters liegt einem offen vor Augen, wenn man sich in die selbstgeschriebene Lebensgeschichte und in die zahllosen Aufzeichnungen der Tagebücher versenkt. Wohl steht darin manches, was nie für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen ist. Es ist damals die Zeit, da viele geistig lebendige und geweckte Menschen in der Beobachtung ihrer selbst und in der Selbstbespiegelung und Selbstkritik den besten Weg zur Vervollkommenung zu begehen glaubten und darauf bis an die äußerste Grenze des Erträglichen und Gesunden sich wagten. Wir wollen nicht als Kinder einer andern, wie man so gern meint, fortgeschrittenen Zeit spöttelnd herabsehen auf diese vielbedenkenden Vielschreiber. Der Mensch mit seinen Rätselfn, mit seinem erdgefetteten Sein und dann wieder mit seinen himmelstürmenden Sehnsüchten stand ihnen im Vordergrund und ließ anderes, das uns heute wichtiger erscheint, zurücktreten.

Ulrich Bräkers geistiges Wesen hat seinen Ursprung genommen aus der schlichten und tiefen Frömmigkeit seiner Eltern und Voreltern. Der Knabe lauscht im einsamen Drenschlatthaus an den langen Winterabenden, während draußen der Sturm den Schnee klastertief aufbeigt, während drinnen die Brüder die Baumwolle kämmen und die Frauen das Spinnrad drehen, den Vorlesungen des Vaters aus den Erbauungsbüchern. Nicht daß der aufmerksame kleine Zuhörer nicht auch anderes vernommen und in die Hände bekommen hätte. Trotz der geringen Schulbildung — 6 Jahre je 10 Wochen im Winter, wenn nicht der Schnee den Verkehr nach Arinau unmöglich machte — hatte er in früher Jugend schon sich selbst im Schreiben und Lesen weiter gebildet. Der unveröffentlichte und auch in den meisten Teilen inhaltlich ungenießbare Roman „Jaus“ enthält folgendes Stimmungsbildchen aus der Jugend des Helden, das wohl Bräker den eigenen Kindheitserinnerungen entnommen hat:

„Es ging allgemach auf den Winter. Wir pflanzten alle Jahre viel Berch. Das ward dann im Winter von der Mutter und den Meitlen gesponnen. Auch Nachbarsleute spannen uns um den Lohn. Weiß noch gar wohl, der Vater gab ihnen nur ein Schilling vom Schneller, und sie dankten noch. Jetzt ist man mit dreimal so viel nicht zufrieden. Da galt aber auch 's Mehl und 's Musmehl, Schmalz und Ziger bloß halb so viel. Aber die Leute lebten dort nicht lecker. Wie gesagt, da machten wir so einen Winter durch ein halb Dogen Leinwandtücher. Der Vater konnt gar wohl mit umgehen, mit Sieden, Sputen, Zetteln und Weben, und lernte (so!) auch uns drei Buben alles, was er konnte. Jetzt hatte er genug zu tun, uns Wirsen zu rüsten und Wefel zu spulen. Wir hatten jeder sein Tuch aufm Stuhl. Ich mußte nebenein das Vieh füttern und melken. Mochte also den ganzen Winter nur ein Tuch. 's ging mir gar nicht recht vorstatten. Der Keller war mir melancholisch. Aber Bruder Dose, Japperlot, der war dir ein Weber. Der pfiff und sang den ganzen Tag und haute drauf los, rips und raps, trips und traps, was gibst, was hast, trifft es nicht, so gilt es nicht. Hingegen Bruder Deiß redte den ganzen Tag nicht zehn Wort, war immer finster und tiefsinnig, mochte nicht so viel weben als Dose. . . Beim Licht, des nachts, spulten die andern. Das Weibervolk spann, und ich dorste unterm Licht sitzen und etwas vorlesen, weil ich am besten lesen konnte, und mein Vater hört um alle Welt gern lesen. Oft wenn ich ein Geschichtchen aus der Bibel oder sonst aus einem Buche las, mußten die Spuler innehalten, und die Spinnerinnen dorsten kaum die Spindel drehen. Ich mußte zurück lesen. Er spitzte die Ohren, wie ein wachendes Reh. Wenn ich ihm nur ein Buch nannte und Verlangen danach merken ließ, so schaffte er mir's schon an. Allemal zuerst mußte ich ein Abendsegen aus Zollikofer oder Arnds Paradiesgärtlein lesen, wo dann alle ganz still und andächtig mit unbedecktem Haupt mit der Arbeit innehalten mußten. Dann nahm ich die Bibel oder ein anderes Buch, nachdem's der Vater wollte. O die Bibel! Die hab ich drei bis vier, ja wohl mehrmalen durch und durch gelesen. Auch Arnds wahres Christentum mußte viel lesen, sonderlich seine Tagewerke. Die mußte dem Vater alleweil wieder lesen, und ich hatte auch selbst viel Wohlgefallen daran. Hernach bekam ich auch andere Bücher. Ein Nachbar Jöre hatte einen ganzen Haufen geerbt und gekaufte. Einst fiel ihm das Erb eines Doktors zu. Da hatte er denn auch allerhand Doktorbücher. Und der Jöre lehnte mir, was ich wollte. Einst nahm ich ein Büchlehen von einem Arzte nach Hause und las so etliche Abend drauß vor. Als ich da so außs Tee- und Kaffeetrinken, Tabakrauchen kam, schnurrte der Vater: „Schmeiß den Narren weg,“ sagte er, „der mag mir ein Dreck viel verstehen. So ein Doktor mag mir zur Zeit der Froschlaiche in einer Harngülle ausgeheckt worden sein. Was Teufels will er denn da mit seinem Geföff, und von unseren Schotten sagt er kein Wort!“ „Ja, Vater,“ sagt ich, „Schotten heißen sie Molken.“ „Molken ist ja ganze Milch vom Ueter weg,“ sagte er.

Nachher lehnte ich noch allerhand vom Jöre. Bald kam ich mit einem J. Böhm, Brill, Bourignon, Historie der Wiedergeborenen, flüchtige Vater, Graß von Zinzendorf, David Holzen, Samuel Luc zc. Aus allem las ich. Aber meine Zuhörer und ich mögen nicht das Halbe verstanden haben. . .“

Eine ganze pietistische Bücherei kann man aus Bräkers Lebensgeschichte und Tagebüchern bis zum Jahre 1776 zusammenstellen. So weit reicht die Spanne dieser ersten inneren Periode. Das Kind schon wird in schweren Seelenkämpfe geworfen. Das Zünglein an der Gewissenswage spielt ungewöhnlich leicht und fein. Man lese in den „Abenteuern“ die Abschnitte „Rameradschaft“, „Neue sonderbare Gemütslage“, „O der unseligen Wißbegierde“, „Unterweisung“, und man wird staunen, wie viel von ernstem Tiefsinn, von grüblerischem Nachdenken, von jauchzender Hoffnung und lähmendem Zweifel durch dieses Kindergemüt zieht.

Bräkers Naturanlagen waren reich an gesunden, starken Trieben. Er war der höchsten Begeisterung fähig, aber auch der flammendsten Leidenschaft. Sein für alles Schöne und Wunderbare empfängliches Gemüt wurde leuchtend und warm vom Schwelgen im reinsten Genuß der Schöpfung. Sein Ahnen von einer höheren Bestimmung des Menschen ließ ihn früh den Kampf um die Beherrschung der Triebe als eine vornehmste Lebenspflicht erfassen. Und dieses Ringen ließ ihn aber auch erkennen, wie unaufhörlich die seelischen Spannungen den Menschen in Atem halten, welcher Ernst machen will mit den Forderungen seines Gewissens. Bräker hat als Konfirmand vor seinem mit inniger Dankbarkeit verehrten Seelsorger und vor der versammelten Gemeinde im Arinauer Kirchlein sein dreistündiges Katechismus- und Bibel-examen vorzüglich bestanden, wie noch heute im Kirchenbuch anerkennend verzeichnet ist. Aber nicht allein für religiöse Wahrheiten ist der Knabe frühreif. Mit überraschender Schärfe beobachtet der Geißbub in der von aller Kultur unbelekteten, abgeschiedenen Bergheimat das geheimnisvolle Weben, das wunderreiche Leben in der Natur. Es ist ein fast mystisches Versenken in die Seele aller Wesen und Geschöpfe, ein Zwiesprachehalten mit den Tierlein und Blumen, mit Bach und Weide und Wald, mit Regen und Sturm, mit Sonne und Nebel. Hier fühlt er sich dem Herzen der Schöpfung nahe und schaut voll kindlicher Glaubenszuversicht und dankbarer Freude auf zu seinem gütigen Vater im Himmel. Hier bildet sich jene Eigentümlichkeit aus, mit allem sich verwandt zu fühlen und auf du und du zu sein.

Die Jahre in der Fremde, da er als Offiziersbursche und Söldner die Welt auch so schauen lernte, wie sie wirklich war, und im Umgang mit allerlei Menschen die Macht der Sinnenreize und Lockungen wohl zu spüren bekam, haben auf eine Zeit seine Seelentiefe zugedeckt, ohne ihn jedoch auf die Dauer an einem oberflächlichen Lebensgenuß Genüge finden zu lassen.

Nach der Heimkehr und ganz besonders nach seiner Verheiratung wird er noch einmal jahrelang in die damals im Toggenburg hochgehenden Wogen pietistischer Gemeinschaftsfrömmigkeit hineingerissen. Er, der begabt war zur Freude an allem, was an guten Gottesgaben die Welt auch erlaubt und das Leben froh bereichert, zwingt sich in die Folterkammer einer finsternen asketischen Weltflucht hinein und glaubt, sein Leben in beständiger Zerknirschung hinbringen zu müssen. Das ist die Stimmung seiner ersten Tagebücher, ein aufrichtig gemeintes, aber seinem eigentlichen Fühlen widersprechendes Gestammel und unaufhörliches Bekennen von Sünde und Schuld, eine beständige Angst vor Tod und Verdammnis. Aber doch auch wieder ein sich Klammern an die Gnade und das Versöhnungsoffer des Erlösers. Wir müssen hohe Achtung haben vor dem Gerichtsernst, der den Armen Mann in dieser Lebenslage gepackt hat, und lernen ihn völlig aus der religiösen Erweckung seiner Zeit und Umgebung heraus verstehen. Er selber äußert sich später seinem Pfarrer Imhof und seinem Verleger Füßli gegenüber sehr ablehnend, wo nicht mit einem eigentlichen Widerwillen über

seine frühere religiöse Verfassung, vielleicht aus einer gewissen Erkenntnis heraus, daß bei ihm auch damals nicht alles echt gewesen war.

Aber das läßt sich nicht verkennen, auch in diesen Tagebüchern der ersten Jahre klingen warme religiöse Töne an, die bis ans Lebensende immer wieder angeschlagen werden, wenn schon seine Stellung gegenüber äußerlichem Gottesdienst und Formenchristentum sich vollständig geändert hat und auch unter dem Einfluß der Aufklärungsbewegung alte Anschauungen ins Wanken gekommen sind. Bräker schreibt sich z. B. in dem Tagebuch von 1768 ein Vaterunser nieder, indem er über jede Bitte meditiert und seine ganze Andacht zum Ausdruck bringt. Eine Stelle daraus mag als Probe dieser erbaulichen Art zu schreiben dienen:

In Ewigkeit!

O unendliche, unaussprechliche, unbegreifliche Zeit, oder vielmehr keine Zeit, da man nicht mehr von Jahr zu Jahr oder von Jahrhundert zu Jahrhundert zählen wird, sondern da man von keiner Zeit mehr wissen wird und kein Ende mehr erwarten muß, das macht die Herrlichkeit vollkommen. Dann auf Erden alle Herrlichkeit, alle Lust und alles Vergnügen ist eitel. Weil man immer ans Ende denken muß, so stört dieses die Freude. Ach, wie von kurzer Dauer ist alle Freud und Herrlichkeit dieser Erden! Wie einen kleinen Augenblick währet dieselbe! Wo sind jetzt alle Herrlichkeiten dieser Erden, die von Alters her gewesen sind? Wo ist die erste Welt mit ihren Lüste, mit ihrem Essen, Trinken und schönen Weibern? Wo ist Sodom und Gomorrha? Wo ist die glänzende Herrlichkeit Salomons? Wo ist Ahasverus mit seiner Pracht, Nebukadnezar mit seiner Macht? Wo ist die Herrlichkeit Herodes, die Macht der Römeren, ja die Herrlichkeit aller mächtigen Kaiseren und Königen von Anfang her? Ja wahrhaftig, alle Herrlichkeiten dieser Welt, so groß und glänzend sie auch sind, sind noch lange nicht ein Schatten von der ewigen Herrlichkeit. Aber dein ist, o Gott, die rechte Herrlichkeit, welche von uns noch nie gesehen, noch nie gedacht und in unser Herz gekommen ist. Diese ist vollkommen, ohne Mangel unendlich und ewig. Wird von keiner Zeit umschlossen, kennt keine Abwechslungen, nimmt in Ewigkeit zu und nimmer ab. Ach, wie ein kleiner Augenblick währet unser Leben, wie schnell eilen wir der unermesslichen Ewigkeit zu! Und sind doch so versäumig auf diesem kurzen, kurzen Weg nach der langen Ewigkeit! Ach, wie sollten wir doch eilen mit leichten Füßen, wie ein Reh! u. s. w.

Manches liest sich wie ein Psalm und wie eine Predigt, und wieder anderes ist sogar in lauter Verse und rührende Reime gesetzte Predigt! So ernst nimmt es noch der fast vierzigjährige Mann. Mit dreißig Jahren wollte er als Inspirierter, als Bußprediger seines Volkes wandern gehen, in heiligem Eifer von seiner innersten Berufung als Prophet durchdrungen! Dann wieder will er sich bescheiden, nur im Toggenburg und schließlich gar nur in seiner Familie die religiöse Andacht, Unterweisung und Belehrung mit Ernst zu pflegen. Wie so ganz anders ist seine Einstellung jetzt den weltlichen Büchern gegenüber. Und auch den weltlichen Vergnügen, selbst den harmlosen Belustigungen. Er führt einen fortwährenden Kampf gegen alles Natürliche im Leben, eine ungemaine Empfindlichkeit gegen jede Gesetzesübertretung äußert sich, er zermartert sich, reibt sich innerlich fast auf und setzt sich beständig in Gegensatz zur „Welt“. Von einer hingebenden Liebe zur Natur als der Schöpfung Gottes keine Spur mehr, von einem Versenken und Auf-

gehen im All, wie später, noch nichts. Er kümmert um die Sünden der Jugend und spricht im Alter von 36 Jahren von den Tagen, die einem nicht gefallen. Selten und erst 1773 streut er eine kurze weltliche Bemerkung ein, verfaßt aber, neben den eigentlichen Tagebüchern alten Stiles, zu den denkwürdigen Jahren 1770/71/72 eine rein weltliche Chronik!

1769 klagt er: „Dann ich hab es oft gesagt und sag es noch einmal und muß es all mein Leben lang büßen und betrauern und beklagen, daß ich die Blust meiner Jugend auf eine schändliche Weise Weis verschwendet, auf eine leichtsinnige Weis dem Satan, der Welt und meinem eigenen Fleisch und Blut aufgeopfert.“ Die sichtbare Welt wird allegorisch auf das geistliche Leben angewendet. 1771: „Wil nun die Menschen viel zu sagen und zu schreiben wüssen, wann sie an einer leiblichen Schlacht gewesen sind, warum sollten wir nicht mehr zu sagen und zu schreiben wüssen von dem viel wichtigeren geistlichen Krieg und genau Achtung geben, ja alle Tage aufschreiben, wieviel wir dem Feind abgewonnen, oder aber verloren haben, damit wir je länger, je klüger werden und unserem getreuen Feldherren immer getreuer werden.“ Bräker vergleicht sein relatives menschliches Wesen immer mit dem absoluten göttlichen und ist über den Abstand zerknirscht. „Ich bin so müde von mir selber, daß ich mir eine unerträgliche Last bin.“ Die Welt ist voll Schlechtigkeit und Eitelkeit. Am 28. April 1774 schreibt er noch: „Ich ging heute hinaus, ein Stück der Eitelkeit anzuschauen. Es war der Huldigungstag, da alle junge Mannschaft im Toggenburg zusammenkommt, unserm Landesfürsten den Eid der Treue zu schwören zu Lichtensteig. Diese prächtig schauende Eitelkeiten dünken mich wie eine schnell vorbeifahrende Wolken, wie ein Rauch, ein Dampf, ein tönende Schellen. Also sind alle eiteln Freuden dieser Welt.“ Dagegen denkt er am 5. April 1779, also nur fünf Jahre später, über solche Anlässe und andere harmlose Volksfeste ganz anders: „Sehe, wie der unschuldige Jüngling österliche Freuden genießt. O dann höre, wie alte Heilige, alte Brunnenweiber diese Freude in Abgrund der Hölle verdammt, alle Zuschauer des Verbrechens der Abgötterei beschuldiget...“ Das ist nicht der Bräker seiner Jugendtage, das ist auch nicht der Verfasser der Abenteuer, welche voll bejahendem, sprudelndem Leben sind! Sehen wir, ob es uns gelingt, in diesem knappen Rahmen mit wenig Strichen eine starke innere Wendung aufzuzeigen und auch zu erklären, woher der Anstoß gekommen ist.

Im Toggenburg waren in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts allmählich die Wellen der literarischen und damit auch der religiösen Aufklärung spürbar geworden. Von Zürich her! „Eine Wandlung der Geister und eine Umwälzung vollzog sich, die an Bedeutung mit der Reformation rivalisiert.“ (Hürlimann.) Es war das Abreißen von dem alten supranaturalistischen Standpunkt und seinen Stützen von Sündenfall, Hölle, ewige Verdammnis, von Gericht und Sühnopfer und wie alle diese alten Lehrsätze heißen mögen. Es war ein sich Wenden zu dem neuen Evangelium der zeitgenössischen Philosophien von Wolf,

Thomajus und Leibniz, zu dem natürlich guten und zu seiner eigenen Glückseligkeit vervollkommnungsfähigen Menschen. Ein naiver Rationalismus griff namentlich auch unter dem Landvolk um sich und streifte allmählich das enggewordene Kleid der alten Anschauungen ab. Es ist die Zeit eines erwachenden Nationalgefühles und auch einer neuen Naturbetrachtung. Die Sinnenwelt ist gleichsam neugeboren für Augen, die voll optimistischer Tatfreude ins Leben schauen. Dieser neue, lebensbejahende Zeitgeist kam einem innersten Bedürfnis in Bräkers Wesen entgegen.

Auch das Toggenburg verspürte einen kräftigen Hauch der neuen Zeit. Die Gemeinden erhielten in den 70er Jahren Pfarrer, welche mit der Aufklärung mindestens stark sympathisierten. Wenn man die Zusammenstellung der Lieblingsbeschäftigungen, die Umfrage über die geistigen Interessen der Pfarrherren, wie sie im Jahre 1799 von Minister Stapfer in Helvetien veranlaßt worden ist, auf die Antworten der Toggenburger Geistlichen und solcher, die einst im Toggenburg geamtet hatten, durchgeht, so kommt man zu interessanten Feststellungen in unserem Zusammenhang. Tatsache ist, daß der eifrige Förderer von Bräkers Schriftstellerei, Pfarrer Martin Imhof zu Wattwil, sich offen zur Aufklärung bekannte. Er war ein Mann mit weitem Horizont, Freund der Pädagogik, der Geschichte, der Literatur, der sich zuletzt auf vaterländische Geschichte und Landwirtschaft konzentrierte. Er gab 1782 „Ein Compendium der Schweizer Geographie“ bei Thurneisen in Basel heraus und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Aufsätze, z. B. über die Frage: „Ist die Aufklärung dem Landvolk nützlich? Waren unsere Heldenväter aufgeklärt?“ Imhof gesteht, dieser Geistesgeburt eine vorzügliche Liebe geweiht zu haben. Dieser selbe Pfarrer Imhof übermittelt dem Verleger Füßli in Zürich ohne Wissen des Armen Mannes dessen selbstgeschriebene Lebensgeschichte, Proben davon schon im Jahre 1787, mit der brieflichen Notiz: „In einem der abgesondertsten Winkeln des so wenig bekannten und oft verkannten Toggenburgs wohnt ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu, einen Teil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben, liest er, was ihm der Zufall oder ein Freund oder nun auch seine eigene Wahl in die Hände liefert, oder schreibt auch seine Bemerkungen über sich und andere in der kunstlosen Sprache des Herzens nieder.“

Doch nicht erst in diesen Jahren finden wir in der Gedankenwelt Bräkers den frischen, ungehemmten Zug zum Leben. 1776 weitete sich vermutlich seine religiöse Art. Ja, schon 1774 schimmert, nur schwach und scheu, etwas „Welt“ an wenigen Stellen der Tagebücher durch: Eine erwachende Freude an der Natur. Aber das Lichtlein huscht schnell vorüber. Der alte Zwang kehrt wieder. Doch zeigen sich auch schon Spuren einer weitherzigeren religiösen Beurteilung. Das Evangelium der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe wird die Summe seiner

Religion. Toleranz, Anerkennung des Guten auch in andern Glaubensrichtungen bricht durch und die Erkenntnis, daß in diesen Dingen niemand eine Autorität ausüben darf, als das eigene Gewissen. 1774, den 26. Weinmonat: „Man kann glauben, was man will... Niemand kann einen andern glauben machen, was er nicht gern glaubt.“ Und am 30.: „Ungleiche Glauben machen Streit. Ich habe mich oft verwundert, wann ich Streitschriften gelesen habe, die gelehrte Männer hitzig gegen einandren geschrieben haben, wie sie doch können dahin kommen, einandren ihren Glauben aufzudringen.“ Am 6. Wintermonat des gleichen Jahres schreibt er: „Der wahre Glauben: Ich dürfte nicht sagen, daß wir Reformierten den rechten wahren Glauben hätten. Glaube auch nicht, daß er in einer Religion allein anzutreffen sei. Sondern das glaube ich, daß es in unsern und auch in andern Religionen Rechtgläubige gebe und geben könne, daß Gott an keine üßerliche Religion und Sekte gebunden sei.“ Leider sind nun gerade die Tagebücher verloren gegangen, welche für diese Wandlung den entscheidenden Übergang bedeuten. Glücklicherweise lagen sie Füssli für seine erste Ausgabe vom Jahre 1792 noch vor, und wir können in seinem Vorwort zusammenfassend uns über den Inhalt der Bücher von 1775–78 unterrichten lassen. Sehr lehrreich ist, dabei einen Gang Bräkers zu weltlicher Literatur festzustellen. 1775 fing er an, aus jedem Buch, das er las, kurze Auszüge zu machen. Er las Zimmermann, von der Erfahrung, Tissot, von den Krankheiten der Gelehrten und Reichen, Ammans Reisen in das gelobte Land, Rhodans eidgenössische Chronik, dann wieder Erbauliches wie H. Reiz 21 Historien wiedergeborener Christen, die Briefe der Madame Guyot, u. a. auch Hirzels philosophischen Bauer Kleinjogg, Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes, Hottingers eidgenössische Reformationsgeschichte, Simmlers Urkunden zur Kirchengeschichte 2c. 2c. Die Liste ließe sich bis zu seinem Lebensende vergrößern. Denn eine wahre Lese- und Schreibwut war über Bräker gekommen, die ihn fast wahllos alles verschlingen ließ, was irgendwie Geist und Gemüt nährte: Dichtungen, Romane, philosophische, theologische Schriften in Menge, geographische und geschichtliche Werke ohne Zahl. Er schnappt nach eigenem Geständnis jedes Buch auf, dessen er habhaft werden kann, liest aber doch auch wieder mit kritischem Blick und nicht ohne Scharfsinn.

Einen Höhepunkt nun in diesem Bildungsstreben bildete Bräkers Aufnahme in die Moralische Gesellschaft zu Lichtensteig, im Jahre 1776. Dieser Mitgliedschaft zu einem Kollegium hochgebildeter Menschen, die bei ihren Zusammenkünften immer und immer wieder das Programm der Aufklärung verarbeiteten, kommt ein erheblicher Anteil an Bräkers neuer Geistesrichtung zu. Vielmehr, als daß bis heute angenommen worden ist. Die näheren Umstände des Beitrittes und die Rückwirkungen auf die häuslichen Verhältnisse führt Bräker in seiner Lebensgeschichte offen und mit köstlichem Humor aus. Hier genüge der Hinweis, daß er sich durch die Lösung von Preisfragen als aufnahmefähig ausgewiesen hatte. Wichtig ist, daß wir erfahren, wie ein junger Lichtensteiger Kandidat der Theologie, welcher nach dem Umsturz Mitglied des ersten Er-

ziehungsrates im neuen Kanton St. Gallen geworden ist, der scharfe Aufklärer Gregor Grob, und ein junger Wattwiler Schulmeister, welcher später in der neuen Zeit Bezirksstatthalter im Rheintal wurde und sich schon früh durch die Herausgabe der Brieftasche aus den Alpen und durch eigene lyrische und dramatische Dichtungen einen Namen machte, Joh. Ludwig Ambühl, daß diese zwei begabten Männer sein vertrauter Umgang waren, bis an sein Lebensende mit ihm auch in der Ferne brieflich verbunden.

In der Bibliothek der Moralschen Gesellschaft saß nun Bräker an einer Quelle, welche seinen Hunger nach Erkenntnis einigermaßen zu stillen vermochte. Durch die Benützung eben dieser Bücherei erhält er Zugang und eine erste Fühlung mit dem über die literarische Welt brausenden „Sturm und Drang“. Rousseaus Schriften, Geßners Idyllen, Plutarchs Lebensbeschreibungen, Goethes Werther tauchen in seinen Aufzeichnungen auf. Am 6. April 1777 schreibt er: „Und wenn ich betteln gehen müßte, wollte ich noch Geßners Idyllen mitnehmen und ein Bleistift und ein Blatt Papier...“ Den Werther zitiert er im März 1777: „Armer Werther, was hat dich ums Leben gebracht? Ach, ich wollte den Himmel zum Zeugen stellen, da ich mehr Ursache hätte als du. Keine Lotte, —, nein, bei Leib, keine Lotte!“, aber die Not ums tägliche Brot, fügen wir hinzu! Daß ihn mit dem Menschen Goethe, mit dem Dichter des Werther, eine ähnliche Seelenlage, eine Welt gleicher Gefühle und innerer Stürme wesensverwandt sich fühlen läßt, ist an a. D.*) durch eine Nebeneinanderstellung einer Naturschwärmerei aus Bräkers Tagebuch und eines Abschnittes ähnlicher Art aus dem Werther gezeigt worden.

Doch, wir können hier nicht allen Spuren folgen, die den ungewöhnlichen Geist aus dem Toggenburg zur Welt der deutschen Aufklärung, ja zeitweilig auch in die Bewegung des Sturmes und Dranges ziehen. Bräker bleibt ein selbständiger Kopf und hat nur so viel gerade mit der letztgenannten Erscheinung gemein, daß er den Grundzug dieser Bewegung, den Geniegedanken, den neuen Glauben an die immer wirkenden schöpferischen Kräfte der Gefühle und des Geistes in sich entdeckt und dem „Genius“ in seinem Innern, wie er jetzt gern statt „Gott“ das Walten eines ihm unerklärbaren Dranges in der Brust nennt und verehrt, unbedingt Folge leistet.

Daß unter solchen Voraussetzungen die Berührung mit der großen Welt Shakespeares ihm zum stärksten Erlebnis seines geistigen Daseins werden mußte, wird die nicht verwundern, welche die radikale Wirkung des englischen Dramendichters auf das damalige literarische Jungdeutschland kennen. Gewiß ist das Shakespeare-Büchlein Ulrich Bräkers keine Gelehrtenleistung. Aber es ist ein Zeitdokument von geistesgeschichtlich allerhöchster Bedeutung. Wie da der unbekannte und rohgebildete Toggenburger Garnhändler und Kleinbauer mit seinem geliebten William Zwiesprache hält und ihm auch in aller Freundschaft seine Meinung sagt,

*) Siehe Voellmy, Ulrich Bräker, ein Kultur- und Charakterbild aus dem XVIII. Jahrhundert, p. 215 ff.

wo er nicht ganz einverstanden sein kann mit dem Dichter, das ist nicht nur heute noch höchst köstlich zu lesen, das ist vor allem sehr bezeichnend für Bräkers neue Geistesrichtung. 16 Jahre hindurch trieb er ununterbrochen Shakespeare-Lektüre und ließ sich sogar dadurch zu eigenen dramatischen Versuchen begeistern. In diesen Säckelchen sprüht es von kraftgenialischen Ausdrücken. Elisionen und Inversionen, der Lieblingsausdruck Kärl, die ganze zucht- und regellose Art der Kraftgenies wird nachgeahmt, und das nicht einmal schlecht. Es sind hiebsteife Satiren auf seine Landsleute, wahrlich ein anderer Stoff, als die ersten Tagebücher ihn brachten! Im raisonierenden Baurengespräch über das Bücherlesen und den überflüchtigen Gottesdienst spottet Bräker über seine Neider und Mörgeler. Er läßt einen über ihn, den Büchermurm, sagen:

„O Himmel, wie die stråligen neuen Bücher den Kärl umgegossen haben! O er dauert mich in die Seel hinein. Doch sehe er zu, mich soll die Pest gewüßlich nicht anstecken! Ein rechter Freigeist ist er: Alles natürlich, natürlich, sagt er immer. Keine ußerordentlichen Eingebungen, keine Geister in den Lüften, keine bedüteten Himmelszeichen. O Unglauben, das haben ihn seine Bücher gelehrt! Seine theologische, philosophische, geographische, medizinische, theatralische und weist kein Hund, wie er sie alle nennt.“

Eine weitere Stelle:

Thoma, ein Pietist: Drum dauerst du mich so, wil ich gegen Fridli (den Aufklärer). Weiß, daß du vor diesem mit mir gleichen Gang hattest. Nebst der heiligen Schrift waren eben die meinigen Bücher auch deine Lieblingschriften. Nun bist du abgefallen, hast deine Hand vom Pflug abgezogen: Ein Arndt, ein Luc, ein Böhm, ein Brill, Frank, Meade, Bourignon u. d. g. sind dir ein Efel. Auch ein Bogazki und seinesgleichen sind dir nicht mehr recht. Sag mir, was denkst du?

Fridli (U. B.): Nimm's wir nicht übel, Thoma, du machst ein wunderlich Gemisch von Autoren. Nein, diese stellt ich nie in gleichen Rang: Arndt, Luc, Bogazki laß ich dir gelten, auch noch dein Holaz, aber dein Zinsendorf nicht! Ich weiß noch wohl, was jene Bücher in mir wirkten, Unruh und Angst, oft halbe Verzweiflung, wenn ich all das verwirrte Zeug las und glaubte, es müsse so sein, dies und jenes müsse in mir vorgehen, und ich doch dergleichen nichts in mir erfinden noch erzwingen konnte. Siehst du nicht, Thoma, wie man in der Welt so wenig die Mittelstraße trifft? Man tut in allem Suchen zu viel oder zu wenig, überall muß man ausschweifen, entweder zur Rechten oder zur Linken. Nur auf der Mittelstraße will man nicht bleiben. Die Summe aller Gebote ist Liebe.

Thoma: Du dauerst mich, daß die vom bösen Feind neu ausgebrüteten Bücher dich so bezaubert haben.

Fridli: Schmutzige Romanen kenn ich nicht, auch keine Zauberbücher.

Thoma: Sag mir, was war das vor ein Buch, wo am Dienstag auf dem Tisch lag, als meine Tochter zu dir kam? Sie hat nur ein wenig drin gesehen. Gleich stunden ihr alle Haare gen Berg, von einem Bartel Schweinigel, ach, die greulichsten Flüch und Pöffen! Und gestern nahm ich auch ein solches Buch in die Hand, gleich sahe ich, daß Schachsphear (Shakespeare!) drauf stand. Und du hast noch deine Lust daran! Pfui!

Fridli: Ha, nun weiß ich's, das rechnest du mir so hoch an, daß ich ein paar theatralische Werke gelesen. Du würdest es mir nicht glauben, wenn ich sagte, daß ich mehr Erbauung davon hatte als je von deinem Böhm und Bourignon. Ich bin so kleinmütig und verzagt genug, ohne daß ich noch brauche im Kopf verwirrt zu werden. Ich sehe es an meinem Kind, daß es oft mehr Nutzen schafft, wann man's über einen Fehler brav auslacht, als wann man ihm tagelang vordonnert und prediget. Doch genug. Kennst du sonst keine

neuen Bücher? Wie gefällt dir ein Lavater, ein Jerusalem, ein Gellert u. d. g.?

Thoma: Was hab ich mit den neuen Freigeistern zu tun? Schon sagen sie, die Sonne stehe still, die Erde gehe. Aha, sagt doch die heilige Schrift, die Sonne gehe. Ich habe schon zwei Jahre mich bemüht, den Kärl wieder zu befehren. Will mich immer zum kleinen Häufelin halten, nenne man uns, wie man wolle, Quäker, Pietisten u. d. g. O der feinen Philosophie mit ihrem Mittelwege! Laß sie darauf wandern und sehen, wo sie hinkommen.

Fridli (allein): O entzückendes Vergnügen! Große Ehre vor mich armen Laien! Dank unseren Patrioten vor die Stiftung einer Bibliothek.*) Ja, sonst müßte ich auch immer mit den Alten vorlieb nehmen. Nein, das kann ich nicht glauben, daß der Himmel uns Menschen zu einem so traurigen und freudelosen Leben bestimmt habe, krumm, mit finsternen Gesichtszügen, in Kleibern, Geberden und überall als Sonderlinge aufzutreten!..“

Ebenso bezeichnend für das Aufeinanderprallen gegensätzlicher Weltanschauung und Lebensauffassung ist die viel umfangreichere zweite Satire

Die Gerichtsnacht oder Was ihr wollt.

Meinetwägen Baurenkomödie, Baurenphilosophie, Theologie, das Leben des Pöbels, Ehstand, lediger Stand, Baurngschwätz, Raisonnierung von Himmel, Erde und Hölle, was ihr wollt. Recht und Unrecht, wie man will.

Geschrieben bei nächtlichen Stunden
im Herbstmonat 1780.

Der Schauplatz ist in und umsert dem Dorf an verschiedenen Orten.

I. Akt 9 Auftritt, II. Akt 13 Auftritte.

Der Titel ist selbst eine Inhaltsangabe! Der betrogene Schuster Carl zitiert seinen Schuldner Vice vor den Richter. Die Scheinfrömmigkeit einer geizigen Veterin wird gegeißelt, die sinnliche Lüsterheit eines Fünzigjährigen, der umsonst gegen seine Triebe kämpft, an den Pranger gestellt. Ebenso die Großsprechereien eines Winkeladvokaten, der seine Reden mit verstümmelten französischen Brocken spickt, womit er unter den ungehobelten „Bauernklößen“ als der mehr bedeutende, geschliffene Gebildete erscheinen möchte. Köstliche Diskurse werden vorgebracht über Welt- und Lebensfragen, Bauernphilosophie, geschöpft aus unverdauter Bücherweisheit. Bauernroheit und Bauernverliebtheit wird geschildert, Liebeleien kraffester Art, alles in einer Sprache, welche halb mundartlich und ganz volksmäßig klingt, derb und bildhaft, für einen zarten Geschmack allerdings zu unverblümt und ungeschminkt, aber kernig und den Menschen von den Lippen genommen. Bräker besaß ein ganz ausgezeichnetes Gedächtnis und eine starke Begabung zur dialogisierenden Darstellung, welche er in vielen langweiligen und kurzweiligen Gesprächen angewendet hat. Schon sein Freund Ambühl machte in der Briestafche aus den Alpen Gebrauch von solchen Versuchen Bräkers, lange bevor Füzli sich seiner annahm.

Damit ist der Beweis erbracht, daß seine Mitgliedschaft zu der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig nicht nur befruchtend, sondern umbildend auf seinen regen Geist gewirkt hat. Wir müssen uns hier er-

*) Der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig.

sparen, Proben aus der Lebensgeschichte und den Tagebüchern einzuschalten, aus denen Bräkers natürliche sprachliche Ausdrucksfähigkeit, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine eigenartige, gemüt- und seelenvolle Kunst der Naturschilderung unmittelbar zum Hörer spräche. Man kann packende Seiten dort selbst nachlesen. Die Lebensgeschichte ist ja immer wieder gedruckt worden. Am besten ist heute noch die Fühlische Ausgabe zu benützen, weil sie von der Quelle stammt, ohne allerdings auf wortgetreue Wiedergabe des Originalwerkes Anspruch machen zu dürfen. Aber es muß auch hier mit allem Nachdruck betont werden, daß lange nicht alles, was Bräker geschrieben hat, genießbar ist. Zum Schriftsteller hat ihn sein starker Befehrungsdrang der ersten Mannesjahre gemacht. Freilich steckte die Lust zu fabulieren und zu raisonnieren von Kindheit an in ihm. Unzählige „beschmierte und beflorte“ Blätter gesteht er, vernichtet zu haben. Es ist noch viel, was auf uns gekommen ist. Ganz abgesehen von der umfangreichen Lebensgeschichte sind Tagebücher von 1768—74 und 1779—98 vorhanden, wohl 4000 Seiten, meist in Quartformat. Dazu nehme man das Shakespeare-Büchlein, welches über 36 Dramen je eine ziemlich einläßliche Betrachtung bringt, ferner die erwähnten dramatischen Säckelchen, ein Witterungsbüchlein und ein Bändchen meist zusammengetragener Poesien, volkstümlicher Lieder, so steht man doch vor einer nicht alltäglichen Fruchtbarkeit und nimmt dem Armen Manne, dessen einziger Trost oft in schlimmer Lebenslage die Flucht zu seinen Schreibereien war, das viele bloße Geschwätz, das auch mit unterläuft, nicht übel. Am treffendsten beurteilt der Freund Girtanner in St. Gallen Bräkers Schreibereien einmal mit einer feinen Bemerkung im Tagebuch vom 9. März 1798: „Ließ mir zwei Predigten von Zollikofer „Gottes Gedanken sind nicht Menschengedanken“ vorlesen und vergnügte mich an Bräkers handschriftlichem Tagebuch. Zollikofers Predigten sind gediegenes Gold, Bräkers Sachen sind Gold in Schlacken. Sein Geist fühlt wahrlich auch den Druck der Schuld. In einer besseren Lage, frei von Brotsorgen, von besserer Gesellschaft umgeben würde er sein Tagebuch eben ganz anders ausfüllen. Es käme gar viel mehr Geist hinein!“ Der gleiche Mann, der der intimste Kenner von Bräkers Seele war, — hatte er ihn doch von den Jahren 1793—1798 jeden Monat mindestens einmal als seinen lieben Gast im Hause — dieser feingebildete Geist, dessen Lektüre sich auch auf die altklassische Literatur erstreckte, der besonders gern die neue deutsche Literatur genoß und in den Philosophen von Plato bis zu Kant sich zurecht fand, dieser vornehmste Gönner und Freund vermerkt jeden Besuch des Armen Mannes in seinen Tagebüchern.*)

Es müßte eigentlich sehr viel gesagt werden über die geistigen und freundschaftlichen Beziehungen des Armen Mannes zu manchem bedeutenden Manne. Er fand zu seinen Lebzeiten eine gewisse wohlwollende Aufmerksamkeit, nicht zuletzt wegen seines regen Interesses

*) Eine Arbeit „Ulrich Bräker und Daniel Girtanner, ein Beitrag zur St. Galler Aufklärung im XVIII. Jahrhundert“, ist unter der Hand des Verfassers dieser Studie.

allen Zeitproblemen gegenüber. Das schöne Verhältnis zu Füßli in Zürich ist berührt worden. Es ist auch deshalb interessant, weil der Obmann zu den Aufklärer-Kreisen seiner Vaterstadt gehörte.

Noch bleibt uns ein Wort übrig zu Bräkers sprachlichen Eigenheiten.

Bräkers Sachen sind in einer leicht lesbaren deutschen Schrift geschrieben, klein und eng, sorgfältig sauber und nie ohne vorgezogene Linie! Eine genaue Rechtschreibung und einen glatten schriftdeutschen Ausdruck von ihm zu verlangen, wäre nicht recht. Das sind ja nicht ausschlaggebende Dinge. Wie rührend entschuldigt sich der Arme Mann für seine Mängel! In der Lebensgeschichte einmal: „Freilich muß ich zu meiner etwelchen Entschuldigung sagen, daß ich mein Bißchen Schreiben ganz aus mir selbst gelernt, dafür aber auch erst in meinem dreißigsten Jahr etwas Lesefähiges, doch nie nichts recht Orthographisches, auch unliniert bis auf den heutigen Tag nie eine ganz gerade Zeile herausbringen konnte.“ Ein interessantes Selbsturteil über seine Sprache findet sich als Randbemerkung unter dem „Gespräch zweier Soldaten“, vom 24. Februar 1793: „Hätte gern Gustav von Schweden und Ludwig den XVI. von Frankreich aufgeführt, verstehe aber nur Böbelsprache, leider nichts von gelehrter oder politischer Hofsprache.“

Der Inhalt bedingt die sprachliche Form. Was Bräker geschrieben hat, das köstliche Erinnerungsbuch des eigenen Lebens, die grübelnden, sein Selbst eindringlich beobachtenden und zergliedernden Tagebücher, das witzig und in munterer Schriftstellerlaune zusammengestellte Shakespearebüchlein, die bewegt dialogisierenden Gespräche und dramatischen Säckelchen, immer schreibt er frisch vom Herzen weg und findet das Wort für den Gedanken wie von selbst. Seine Ausdrucksweise ist gespickt mit volkstümlichen, mundartlichen und halbmundartlichen Formen, und auch Fremdwörter werden oft verwendet. Füßli hat noch geglaubt, die Sprache der „Abenteuer“ vom Allergrößten säubern zu müssen. Bräker dankt in seiner treuherzigen Art einmal seinem Herausgeber dafür. Bezeichnend ist eine Anmerkung Füßlis (p. 231): „Neugeprägte Worte von der Art (Weltfchwein!) lassen sich vor den Augen der feineren Lesewelt nur verkürzt abdrucken.“ Schade, daß die Handschrift verloren ist! Der Überarbeitungen dürften viele gefunden werden, nicht nur das Ersetzen einzelner Ausdrücke, sondern der Umbau ganzer Sätze. Füßli gab ja auch ein Bändchen Tagebücher heraus. Der Vergleich dieser Buchausgabe von 1792 mit den Handschriften hat interessante Feststellungen erlaubt. Wir sind heute glücklicherweise nicht mehr so empfindlich, im Gegenteil spüren wir gern den Urlauten der Volkssprache nach, und da hat ein Nachlesen bei Bräker seinen eigenen Reiz. Gewiß, es hat Höhen und Tiefen im sprachlichen Können Bräkers, reizarme Niederungen mehr, als aussichtsreiche Punkte. Aber es gibt doch zahlreiche Partien in den Naturschilderungen und in der Darstellung wirklicher Geschehnisse, daß man nur staunen muß, wie ursprünglich der Kraftquell seines Ausdrucksvermögens ist, wie voll und klar er daher strömt, in einer Frische und Lebendigkeit, die angeboren und ungesucht ist. Höhepunkte seiner Ausdruckskunst sind wohl die Kapitel der Lebensgeschichte „Ver-

bruß und Ungemach im Hirtenstand“, „Wie, schon Grillen im Kopf?“, überhaupt die ganze so packend treuherzig geschilderte erste Liebe, seine Erlebnisse in der friderizianischen Armee, mit der hochdramatisch und realistisch ausgeführten Schlachtszene von Lomowitz. Satzbau und Ausdrucksichheit sind gleich reich und vielgestaltet. Bräker liebt die Fragen, die Ausrufe, die Zwischensätze, die Häufung ähnlicher Begriffe im gleichen Gedanken. Neben ganz einfach gebauten Sätzen finden sich Stellen, wo die Nebensätze sich förmlich jagen, z. B. „daß und daß und daß und daß.“ Sehr häufig wird das Subjekt „ich“ weggelassen, wird eine altertümliche Wortstellung gebraucht „ich also hurtig, legte die Höslein an,“ in der zusammengesetzten Satzaussage wird gern das Hilfsverb weggelassen, „wo ich heruntergepurzelt“ (war). Sehr oft wird das Verb verstärkt durch seine Synonyme: „sie an den Galgen bruelen, verwünschen und lamentieren mußte.“ Daß die Volkssprache die doppelte Negation im verneinenden Satz braucht, ist bekannt und bei Bräker typisch: „nie nichts, nie von keinem Menschen.“ Fast zur Regel wird bei ihm die Auslassung der Endung „e“: „ich sollt', ich konnt', ich hätt', Händ', und 's, war's.“ Im Conj. Impf. braucht er immer auch in Nebensätzen die Umlautform, nicht „würden“: „du lägst“. Auch Inversionen nach „und“ sind beliebt: „und wurd ich von ihnen wie eingemauert.“ Bräker liebt besonders die Gesprächsform. Lebendig bewegt, bildhaft und anschaulich ist sein Stil: „da ich mit meiner Herde herumgedrillert,“ „ich sah bald keinen Schwanz mehr,“ „in der Kirche sah ich sie (Ännchen) mehr als den Pfarrer,“ „schwägen konnte sie wie eine Dohle,“ „ein Stimmchen hatte sie wie ein Orgelpfeifchen,“ „ich half dem jungen Volke Trauben essen bis ans Halszäpflein“ u. s. f. Daß er sich in seiner halbmundartlichen Sprache nicht viel um den 4. Fall kümmert, nehmen wir ihm nicht übel, so wenig wie die naiven Verhochdeutschungen, wie „ein Bißlein“ (e Bißeli), oder Formen wie Ämtli, Hemdli, Höslein, Brusttuchlin, Meitline, fromme Muetterle, mäuslinstill, brennte statt brannte, rufte statt rief. In der Wortbildung fallen die vielen zusammengesetzten Beiworte auf. Bildungen wie: nächstanstoßende Wiese, wildangelaufener Bach, also Zusammensetzung des Partizip mit einem Adverb, sind nicht selten. Durch seine Vielleberei verfügte Bräker über einen großen Stock von Fremdwörtern, die er oft geschickt, manchmal aber auch sehr drollig anbringt. Eine Bemerkung Girtanners im Tagebuch vom 10. September 1797 ist reizend: „Bräker machte mich vorige Woche mit seinem in stati ko (in statu quo) und kwarre (quarré) lächeln.“

Es wäre verlockend, eine Blütenlese mundartlicher, volkstümlicher und altertümlicher Ausdrücke beizufügen. Der Raum verbietet es. Es wimmelt geradezu von fernigen Wörtern. Phonetik und Volkskunde könnten da manches Fündlein machen. Eine Eigentümlichkeit sei noch erwähnt: Bräker liebt eine besondere Diphthongierung in Wörtern wie Reind, Weind, feinden, feingen, geschweind, sie taumelten herum, statt tummelten, wohl eine schriftdeutsch gemeinte Form! Interessant ist auch, daß er liegen und triegen braucht statt lügen und trügen.

So könnte man viele Eigenheiten herausheben. Diese Andeutungen mögen abgeschlossen sein mit einigen Redensarten, wovon die dramatischen Sachen und die Dialoge sprühen:

„Soll ich Oberhauptsautorität zeigen? — Aber das wird Kraut und Lot brauchen. — Sie kann so etwas daher sagen, das weder gflögen noch gstoben ist. — Die Bücher sind der Frau, was dem Sepp die Raken, sie riecht sie von ferne. — Wart sie nur, die hagelsüchtige Kantippe! Ich will ihr Feuer in die Schuh legen. — Ihr macht meinen Mann immer auf, daß er so hagelschlächtig ist. — Es sind keine hunds-fütterischen Kärl als die Bücherfresser. — Das Weib ist so arg und böß als der Buge. — Nein, die wird kein Deutschmichel zahm machen, lieber wollt ich einen Ochsen tanzen lernen. — Wer mit faulen Vöglen fliegt, wird mit faulen gefangen. — Der Himmel hangt voll Geigen und Hackbrettlin. — Er steht da wie ein Hosendämpfer.“

Nachwort.

Ulrich Bräkers Wesen und Leben ist an uns vorbeigezogen. Licht und Schatten gibt es in diesem Menschen, wie bei jedem. Aber es ist doch ergreifend, wie dieses unverbildete Kind des Volkes um eine echte Bildung rang und Hunger nach etwas hatte, das mehr ist als leibliche Nahrung. Wie er durch sein Streben in die großen Zeitprobleme hineingeworfen wurde und sich darin auf seine Art zurechtzufinden mußte, bleibt erstaunlich und auf Seiten des Volkes doch eine vereinzelte Erscheinung im XVIII. Jahrhundert. Aber lieb muß er uns besonders sein, weil er ein aufrechter Wahrheitsjucher war, ein grundehrlicher, goldlauterer Charakter. Darum lauter, weil er die Schlacken in seinem Wesen nicht verdeckte, sondern sie unentwegt zu entfernen suchte. Er spürte eine große Verantwortung seinem Schöpfer gegenüber, und ihm war nicht gleich, wie er das ihm anvertraute Pfund verwaltete. Er hat es nach bestem Wissen und Können Zinsen tragen lassen. Um dieser seiner Gewissenhaftigkeit möge er uns Nachfahren mit den Worten ins Gedächtnis geschrieben sein, welche sein bester Freund Daniel Wir Tanner am Todestag, den 11. September 1798, tiefererschütterter über den Verlust sich ins Tagebuch eintrug:

„Ihm, dem wackeren, ehrlichen, biederem und unverfälschten Liebling und Liebhaber der Natur, der mit hellem Auge und feinfühldem Herzen die Welt in seiner Verborgenheit richtiger beurteilte, für Schatten und Traumbild hielt, und doch jedes Blümlein auf dem Wege so sorgsam pflückte, ihm weihe ich mein Nachdenken! Ach, deine Freunde haben dich zu früh verloren. Ich stehe schon wieder ärmer, stützberaubter da und traure dir nach. Du kanntest, liebtest und schätztest mich. Wie sollte ich deine Treue an mir nicht ewig mit Dank erkennen! Ja, ich werde lange mit wehmütiger Freude dein Andenken ehren!“